

Unverkäufliche Leseprobe



Aravind Adiga
Zwischen den Attentaten
Geschichten aus einer Stadt

Aus dem Englischen von Klaus Modick
384 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-59270-6

ZWEITER TAG (NACHMITTAG): ST. ALFONSO BOYS'
HIGH SCHOOL AND JUNIOR COLLEGE

*Originaldokument
© Verlag C.H. Beck*

Wenige Schritte vom Parkausgang entfernt erhebt sich ein riesiger, grauer gotischer Turm, der mit einem Wappen und dem Motto LUCET ET ARDET bemalt ist. Es handelt sich um das St. Alfonso Boys' High School and Junior College, gegründet 1858, eine der ältesten Bildungsanstalten im Bundesstaat Karnataka. Die von Jesuiten geleitete Anstalt ist die berühmteste Schule Kitturs, und viele ehemalige Schüler haben es anschließend aufs Indian Institute for Technology, das Karnataka State Regional Engineering College oder eine andere ruhmreiche Universität in Indien oder im Ausland geschafft.

*

Mehrere Sekunden, vielleicht sogar eine geschlagene Minute, waren seit der Explosion vergangen, aber Lasrado, der Chemielehrer, hatte sich noch immer nicht bewegt. Er saß mit ausgebreiteten Armen und offenem Mund an seinem Pult. Rauch stieg über der letzten Bank auf, ein gelber, pollenartiger Staub füllte den Raum, und der Geruch von Feuerwerk hing in der Luft. Die Schüler hatten den Raum inzwischen alle verlassen und sahen aus sicherer Entfernung von der Tür aus zu.

Gomati Das, der Mathematiklehrer, kam mit einem Großteil seiner Schüler von nebenan angelaufen. Auch Professor Noronha, der Mann für Englisch und alte Geschichte, brachte seine Herde Neugieriger mit. Pater Almeida, der Direktor, bahnte sich

den Weg durch die Menge, hielt sich die Hand vor Mund und Nase und betrat den vernebelten, beißend riechenden Klassenraum. Er ließ die Hand sinken und schrie: «Was hat dieser Blödsinn zu bedeuten?»

Lasrado war allein im Klassenraum zurückgeblieben. Er stand an seinem Pult wie der heldenhafte Knabe, der sich weigert, vom brennenden Deck zu springen. Er antwortete monoton wie ein Roboter.

«Eine Bombe in der Klasse, Pater. In der letzten Reihe. Sie ging während des *Unterrichts hock*. Ungefähr eine Minute *nackdem ick zu sprecken* angefangen habe.»

Pater Almeida blinzelte durch den dichten Rauch und drehte sich dann zu den Jungen um. «Die Jugend dieses Landes ist dem Teufel verfallen und wird die Namen ihrer Väter und Vorväter entehren!»

Mit äußerster Vorsicht, das Gesicht mit dem Arm geschützt, näherte er sich der letzten Bank, die bei der Explosion umgekippt war.

«Die Bombe raucht noch!», schrie er. «Schließt die Türen und ruft die Polizei.»

Er berührte Lasrado an der Schulter. «Haben Sie mich verstanden? Wir schließen jetzt die Türen und –»

Schamrot im Gesicht und bebend vor Wut, drehte Lasrado sich plötzlich dem Direktor, den Lehrern und Schülern zu und brüllte: «Ihr *Arschlöcker!* *Arschlöcker!*»

In Windeseile leerte sich das gesamte Junior College. Die Jungen standen im Garten oder im Flur des Naturwissenschafts- und Naturgeschichtstraktes, wo ein Haifischskelett, das vor etlichen Jahrzehnten an den Strand gespült worden war, als wissenschaftliche Kuriosität von der Decke baumelte. Im Schatten eines großen Banyanbaums hielten sich fünf Schüler von allen anderen entfernt. Sie unterschieden sich von den anderen

durch ihre Bundfaltenhosen mit Markennamen auf den Gesäßtaschen oder an den Seiten und ganz allgemein durch ihre Großspurigkeit. Es waren Shabbir Ali, dessen Vater die einzige Videothek in der Stadt besaß; die Zwillingssöhne Irfan und Rizvan des Schwarzmarkthändlers Bakht; Shankara P. Kinni, dessen Vater als Schönheitschirurg in der Golfregion tätig war; und Pinto, der Sprössling einer Kaffee- und Grundbesitzerdynastie.

Einer von ihnen hatte die Bombe gezündet. Jeder aus dieser Gruppe war bereits mehrfach für unterschiedliche Dauer wegen schlechten Betragens vom Unterricht suspendiert worden, wegen schlechter Noten ein- oder zweimal sitzen geblieben und verwarnet worden, wegen Ungehorsams endgültig von der Schule verwiesen zu werden. Wenn jemand eine Bombe zünden würde, dann garantiert einer aus dieser Bande.

Das schienen sie auch selbst zu glauben.

«Warst du's?», fragte Shabbir Ali Pinto, der den Kopf schüttelte.

Ali sah die anderen an und wiederholte wortlos die Frage. «Ich war es auch nicht», konstatierte er schließlich.

«Vielleicht war's Gott», sagte Pinto, und alle kicherten. Doch waren sich alle fünf darüber im Klaren, dass die ganze Schule sie im Verdacht hatte. Die Bakht-Zwillinge sagten, sie würden zum Hafen gehen, Hammel-Biryani essen und den Wellen zuschauen. Shabbir Ali wollte entweder in die Videothek oder sich zu Hause einen Pornofilm ansehen. Pinto würde sich ihm vermutlich anschließen.

Nur einer von ihnen blieb in der Schule.

*

Er konnte jetzt noch nicht gehen. Er fand es großartig, den Rauch und das Durcheinander. Er ballte die Fäuste.

Er mischte sich unter die Menge, lauschte dem Tumult, sog

ihn wie Honig auf. Einige Schüler waren ins Gebäude zurückgekehrt. Sie standen in den drei Etagen des Colleges auf den Balkonen und riefen den Untenstehenden etwas zu. Das verstärkte den summenden Lärm, als wäre das College ein Bienenstock, den jemand mit einem Stock eingeschlagen hatte. Er wusste, dass es *sein* Tumult war – die Schüler redeten über ihn, die Lehrer fluchten auf ihn. Er war der Gott dieses Morgens.

Seit vielen Jahren hatte diese Lehranstalt zu ihm gesprochen – hart gesprochen: Lehrer hatten ihn mit Stöcken verprügelt, Direktoren hatten ihn suspendiert und damit gedroht, ihn von der Schule zu werfen. (Und er hegte auch den Verdacht, dass sie sich hinter seinem Rücken über ihn lustig gemacht hatten, weil er als Hoyka zu einer niederen Kaste gehörte.)

Jetzt hatte *er* gesprochen. Er hielt die Fäuste geballt.

«Glaubst du, dass es Terroristen waren ...», hörte er einen Jungen sagen. «Die Kaschmiris oder die Punjabis ...»

Nein, ihr Trottel! – wollte er rufen. *Ich* bin es! Shankara! Der aus der niedrigen Kaste! Da! Er sah Professor Lasrado, immer noch mit wirrem Haar, mitten in der Gruppe seiner Lieblingsschüler, der «guten Jungen», bei denen er Unterstützung und Beistand suchte.

Merkwürdigerweise spürte er das Bedürfnis, zu Lasrado zu gehen und ihm auf die Schulter zu tippen, als wollte er damit sagen: «Mann, ich spüre deinen Kummer, ich verstehe deine Demütigung, ich kann deine Wut nachempfinden», und damit den langen Kampf zwischen ihm und dem Chemielehrer zu beenden. Komischerweise spürte er auch den Wunsch, einer der Schüler zu sein, denen Lasrado in Momenten wie diesen vertraute, einer seiner «guten Jungen». Aber dieser Wunsch war nicht so stark ausgeprägt.

Das Wichtigste war jetzt der Triumph, das Jubeln. Er sah, wie Lasrado litt, und lächelte.

Er schaute nach links. Einer aus der Menge hatte gerufen:
«Die Polizei kommt.»

Er eilte auf den Hinterhof des Colleges, öffnete ein Tor und ging die vielen Steinstufen hinunter, die zum Junior College führten. Nachdem der neue Zugang über den Spielplatz eröffnet worden war, benutzte kaum noch jemand diesen Weg. Die Straße hieß *Old Court Road*. Das Gericht befand sich längst anderswo, die Anwälte waren verzogen, und die Straße war seit Jahren gesperrt – seit dem Selbstmord, den ein Geschäftsmann hier begangen hatte. Shankara war durch diese Straße gegangen, seit er ein Kind gewesen war. Sie war sein liebster Ort in der Stadt. Obwohl er seinen Chauffeur auch nach oben zum College bestellen konnte, hatte der Mann Anweisung, am Fuß der Steintreppe auf ihn zu warten.

Die Straße war von Banyanbäumen gesäumt, doch obwohl Shankara im Schatten dahinschlenderte, kam er gewaltig ins Schwitzen. (Er kam immer leicht ins Schwitzen, als ob sich in seinem Inneren eine unbändige Hitze bildete.) Den meisten Jungen hatten ihre Mütter Taschentücher in die Hosentaschen gesteckt, aber Shankara hatte nie eines dabei, sondern eine archaische Methode entwickelt, sich zu trocknen: Von einem Baum riss er große Blätter ab und rieb damit wieder und wieder über Arme und Beine, bis seine Haut rot und aufgescheuert war.

Jetzt fühlte er sich trocken.

Etwa auf halber Strecke hügelabwärts schlüpfte er durchs Unterholz und betrat eine Lichtung, die völlig versteckt lag, wenn man sie nicht kannte. Auf dieser Lichtung stand eine Jesus-Statue aus dunkler Bronze. Shankara wusste schon seit Jahren von dieser Statue, seitdem er einmal beim Versteckspielen mit seinen Freunden auf die Lichtung geraten war. Mit der Statue stimmte etwas nicht. Mit ihrer dunklen Haut, den schiefen

Lippen und hellen Augen schien sie eher ein Abbild des Teufels als das Abbild des Erlösers zu sein. Selbst die Worte auf dem Sockel – ICH BIN DIE AUFERSTEHUNG UND DAS LEBEN – schienen eine Gotteslästerung zu sein.

Er sah, dass am Fuß der Statue immer noch Kunstdünger lag, Reste des Pulvers, das er benutzt hatte, um die Bombe hochgehen zu lassen. Hastig bedeckte er das Pulver mit trockenem Laub. Dann lehnte er sich gegen den Sockel der Jesus-Statue. «*Arschlöcker*», sagte er - und kicherte.

Aber als er das tat, hatte er das Gefühl, dass sein großer Triumph zu diesem einzigen kleinen Kichern geschrumpft war.

Er setzte sich vor den schwarzen Jesus, und langsam ließen seine Anspannung und Erregung nach. Mit Jesus-Bildern konnte er sich gut entspannen. Es hatte eine Zeit gegeben, als er daran gedacht hatte, zum Christentum zu konvertieren. Unter Christen gab es nämlich keine Kasten. Jeder Mensch wurde danach beurteilt, was er mit seinem Leben angefangen hatte. Aber nachdem ihn die Jesuitenpriester so übel behandelt hatten - an einem Montagmorgen war er in der Aula vor der versammelten Schule wegen Ungehorsams mit einem Stock geschlagen worden -, hatte er sich geschworen, niemals Christ zu werden. Es gibt keine bessere Institution, Hindus daran zu hindern, zum Christentum überzutreten, als die katholische Jungenschule.

Er winkte Jesus zum Abschied, vergewisserte sich noch einmal, dass kein Kunstdünger mehr am Fuß der Statue zu sehen war, und ging weiter hügelabwärts.

Sein Fahrer, ein kleiner schwarzer Mann in schäbiger Kakiuniform, erwartete ihn schon auf halber Strecke.

«Was machst du denn hier?», brüllte er ihn an. «Ich habe dir doch gesagt, dass du am Fuß des Hügels auf mich warten und nie die Straße raufkommen sollst!»

Der Fahrer verbeugte sich mit gefalteten Händen.

«Sir ... seien Sie mir nicht böse ... ich habe ... von einer Bombe gehört ... Ihre Mutter bat mich, Sie ...»

Wie schnell sich die Nachricht von der Bombe verbreitet hatte! Sie war größer als er. Sie bekam ein Eigenleben.

«Ach, diese *Bombe*, keine große Sache», sagte er zum Fahrer, während sie nach unten gingen. Er fragte sich, ob das ein Fehler war – hätte er den Vorfall nicht besser übertreiben sollen?

Diese Ironie gefiel ihm nicht. Seine Mutter hatte den Fahrer losgeschickt, um nach ihm zu sehen, als ob er noch ein Kleinkind wäre – er, der die Bombe hatte hochgehen lassen! Er knirschte mit den Zähnen. Der Fahrer öffnete ihm die Tür des weißen Ambassadors, aber statt einzusteigen, begann Shankara zu schreien.

«Blödmann! Sohn einer Kahlköpfigen!» Er rang nach Atem und sagte dann: «Du *Arschlock!* Du *Arschlock!*»

Er begann hysterisch zu lachen, als er ins Auto stieg. Der Fahrer starrte ihn verständnislos an.

Auf dem Heimweg dachte er, dass jeder Herr von seinem Chauffeur Loyalität erwarten kann. Aber Shankara erwartete gar nichts. Er fürchtete, dass der Fahrer ein Brahmane war.

Als sie vor einer roten Ampel anhielten, hörte er, wie sich im neben ihnen haltenden Ambassador zwei Damen über die Bombenexplosion unterhielten. « ... die Polizei hat jetzt die ganze Schule und das College abgeriegelt. Niemand darf mehr hinaus, bis sie den Terroristen haben.»

Es kam ihm in den Sinn, dass ihm eine glückliche Flucht gelungen war. Einen Augenblick später, und er wäre der Polizei in die Falle gegangen.

Als er an der elterlichen Villa ankam, rannte er durch den Hintereingang und sprang die Treppe zu seinem Zimmer hinauf. An einem bestimmten Punkt hatte er mal daran gedacht, ein Bekenner schreiben an *The Dawn Herald* zu schicken: *Der Lehrer*

Lasrado ist ein Dummkopf, und die Bombe wurde in seiner Klasse gezündet, um es der ganzen Welt zu beweisen.

Er konnte nicht glauben, dass er es auf seinem Schreibtisch liegen gelassen hatte, und zerriss es sofort. Weil er unsicher war, ob sich die Stücke nicht wieder zusammensetzen ließen und die Botschaft nicht rekonstruiert werden könnte, dachte er daran, sie zu verschlucken. Dann entschloss er sich dazu, nur diejenigen Stücke zu schlucken, auf denen Schlüsselsilben standen: «rado», «Bo», «m», «Klasse». Den Rest zündete er mit seinem Feuerzeug an.

Außerdem, dachte er mit einer leichten Übelkeit, die das Papier in seinem Magen auslöste, wäre es nicht richtig gewesen, diese Botschaft an die Presse zu schicken, weil seine Wut sich nicht ausschließlich auf Lasrado erstreckte, sondern viel tiefer ging. Wenn ihn die Polizei zu einer Aussage zwingen würde, würde er Folgendes erklären:

«Ich habe die Bombe gelegt, um das fünftausend Jahre alte Kastensystem, das immer noch unser Land beherrscht, zu beenden. Ich habe eine Bombe gelegt, um zu demonstrieren, dass ein Mensch nicht ausschließlich nach dem Zufall seiner Geburt beurteilt werden darf, wie mir das geschehen ist.»

Und die erhabenen Sätze erleichterten ihn. Er war sich sicher, dass man ihn im Gefängnis anders behandeln würde als die anderen, nämlich als eine Art Märtyrer. Die Komitees für die Emanzipation der Hoyka würden für ihn Demonstrationen organisieren, und die Polizei würde es nicht wagen, ihm ein Haar zu krümmen. Wenn er dann entlassen würde, würden ihm vielleicht große Volksmassen zujubeln – und ihm stünde eine politische Karriere offen.

Jetzt hatte er das Gefühl, dass er unter allen Umständen einen anonymen Brief an die Zeitung schicken musste. Er nahm ein leeres Stück Papier und einen Kugelschreiber zur Hand und be-

gann zu schreiben, obwohl sich ihm der Magen wegen der Papierstücke, die er eben verschluckt hatte, umdrehte.

Na also! Er war fertig. Er las es noch einmal durch.

Das Bekenner Schreiben eines benachteiligten Hoyka. Warum heute die Bombe gelegt wurde!

Doch dann überdachte er es noch einmal. Es war ja allgemein bekannt, dass er ein Hoyka war. Jeder wusste das. Sie klatschten und tratschen darüber, und ihr Tratsch war so wie das gesichtslose Summen, das heute aus den schwarzen Türen der Klassenzimmer gedrungen war. Jeder in der Schule, in der ganzen Stadt wusste genau, dass Shankara Prasad nur der Sohn einer Hoyka war – egal, wie reich er war! Wenn er den Brief abschickte, wusste man, dass er die Bombe gelegt hatte.

Er zuckte zusammen. Es war aber nur das Geschrei des Gemüsehändlers, der seinen Karren direkt vor dem Haus aufgestellt hatte: «Tomaten, Tomaten, reife, rote Tomaten, kommt und holt euch Tomaten.»

Er wollte sich zum Hafen aufmachen, sich ein billiges Hotel nehmen und behaupten, dass er jemand anderes wäre. Niemand würde ihn dort finden.

Er lief im Zimmer auf und ab und schlug die Tür zu. Er verkroch sich im Bett und zog sich die Decke über den Kopf. In der Dunkelheit unter der Decke hörte er immer noch die Rufe des Verkäufers: «Tomaten, reife, rote Tomaten, beeilt euch, bevor sie verfaulen!»

*

Am nächsten Morgen sah sich seine Mutter einen alten, schwarz-weißen Hindi-Film an, den sie aus der Videothek von Shabbir Alis Vater ausgeliehen hatte. So verbrachten sie in der letzten Zeit jeden Morgen, süchtig nach alten, melodramatischen Filmen.

«Shankara, ich habe gehört, dass es in der Schule Tumulte gegeben hat», sagte sie und drehte sich um, als sie hörte, dass er die Treppe herunterkam. Er ignorierte sie und setzte sich an den Tisch. Er konnte sich nicht erinnern, wann er das letzte Mal einen vollständigen Satz zu seiner Mutter gesagt hatte.

«Shankara», sagte seine Mutter und stellte ihm Toast auf den Tisch. «Deine Tante Urmila kommt. Bleib also bitte heute zu Hause.»

Er biss in seinen Toast, sagte aber nichts zu seiner Mutter. Er fand sie besitzergreifend und nervtötend, sie mischte sich einfach ein. Er wusste jedoch auch, dass ihr halbbrahmanischer Sohn ihr Ehrfurcht einflößte; sie fühlte sich ihm sogar unterlegen, weil sie eine reinrassige Hoyka war.

«Shankara! Versprich mir bitte, dass du hierbleibst. Kannst du bitte einmal nett zu mir sein, nur heute?»

Er warf den Toast auf den Teller, stand auf und ging wieder nach oben.

«Shan-ka-ra! Komm zurück!»

Obwohl er über sie fluchte, verstand er ihre Ängste. Sie wollte der brahmanischen Frau nicht allein gegenüberreten. Ihr einziger Anspruch auf Anerkennung und Ansehen bestand darin, einen männlichen Nachfahren, einen Erben geboren zu haben – und wenn der nicht zu Hause war, hatte sie nichts zu melden. Dann war sie nur eine Hoyka, die in einen brahmanischen Haushalt eingedrungen war.

Es ist ihre eigene Schuld, dachte er, wenn sie sich in Urmilas Gegenwart elend fühlt. Wieder und wieder hatte er zu ihr gesagt: Mutter, ignoriere einfach unsere brahmanischen Verwandten. Erniedrige dich nicht ständig vor ihnen. Wenn sie uns nicht wollen, dann sollten wir sie auch nicht wollen.

Aber das konnte sie nicht. Sie wollte immer noch anerkannt werden. Und die Eintrittskarte zur Anerkennung war Shankara.

Nicht, dass er von den Brahmanen vollständig anerkannt worden wäre. Sie sahen in ihm das Produkt eine Verfehlung seines Vaters. Er war sich sicher, dass sie gleich eine ganze Reihe von Verfehlungen mit ihm in Verbindung brachten. Man verrühre einen Teil vorehelichen Sex mit einem Teil Kastenschraken in einem schwarzen Topf – und was kommt dabei heraus? Dieser süße kleine Teufel – Shankara.

Einige brahmanische Verwandte wie Tante Urmila hatten ihn jahrelang besucht, obwohl es ihnen nie Spaß gemacht zu haben schien, ihm die Wangen zu tätscheln, ihm Luftküsse zu werfen oder die anderen widerlichen Dinge zu tun, die Tanten ihren Neffen angedeihen lassen. In ihrer Nähe hatte er lediglich das Gefühl, geduldet zu werden.

Scheiß drauf! Er wollte nicht geduldet werden.

Er wies den Fahrer an, ihn zur Umbrella Street zu kutschieren, und starrte verständnislos aus dem Fenster, während der Wagen an den Möbelläden und Zuckerrohrsaftständen vorbeifuhr. Beim White Stallion Talkies stieg er aus. «Warte nicht auf mich. Ich rufe dich an, wenn der Film aus ist.»

Als er die Stufen hochstieg, sah er, dass ihm der Eigentümer eines nahe liegenden Ladens aufgeregt zuwinkte. Ein Verwandter mütterlicherseits. Der Mann lächelte breit. Dann fing er an, ihm Zeichen zu geben, dass er in seinen Laden kommen solle. Von seinen Hoyka-Verwandten wurde Shankara immer als etwas Besonderes behandelt, weil er Halbbrahmane war und deshalb einer viel höheren Kaste angehörte. Oder weil er so reich war und deshalb einer viel höheren Klasse angehörte. Er fluchte vor sich hin und ging weiter die Treppe hoch. Verstanden diese Hoykas das denn nicht? Nichts hasste er mehr als ihre Arschkriecherei wegen seines Halbbrahmanentums. Wenn sie ihn verachtet und gezwungen hätten, auf allen vieren in ihre Läden zu kriechen, um für die Sünde des Halbbrahmanentums zu bü-

ßen, dann hätte er sie wohl jeden Tag aufgesucht!

Es gab aber noch einen Grund, warum er diesen speziellen Verwandten nicht besuchen wollte. Er hatte von dem Gerücht gehört, dass der Schönheitschirurg Kinni sich in diesem Stadtteil eine Geliebte hielt – ebenfalls ein Hoyka-Mädchen. Er vermutete, dass der Verwandte von dieser Frau wusste und ständig dachte: Shankara, dieses Bürschlein, der arme, arme Shankara, hat nicht den leisesten Schimmer vom Verrat seines Vaters. Aber Shankara wusste alles vom Verrat seines Vaters – seines Vaters, den er seit sechs Jahren nicht mehr gesehen hatte, der nicht einmal mehr schrieb oder anrief, obwohl er immer noch Päckchen mit Süßigkeiten und ausländischer Schokolade schickte.

Dennoch hatte er irgendwie das Gefühl, dass sein Vater wusste, worum es im Leben ging. Eine Hoyka-Geliebte in der Nähe des Kinos und eine schöne Hoyka-Frau als Gattin. Jetzt lebte er ein Leben in Saus und Braus in der Golfregion und operierte die Nasen und Lippen reicher Araberinnen. Und hatte da garantiert noch eine Geliebte. Kerle wie sein Vater gehörten keiner Kaste oder Religion oder Rasse an – sie lebten auf eigene Faust. Das waren die einzigen echten Männer auf dieser Welt.

Die Kinokasse war geschlossen. NÄCHSTE VORSTELLUNG 20:30 UHR. Er lief schnell die Treppe hinab und vermied den Blickkontakt mit seinem Verwandten. Hastig durchstreifte er einige Straßen, setzte sich dann in den Ideal Traders' Ice Cream Shop und bestellte einen Sapodilla-Milchshake.

Er schlürfte ihn schnell weg, und als der Zucker ihm zu Kopf stieg, lehnte er sich schmunzelnd zurück und sagte: «*Arschlöcker!*»

Er hatte es also getan. Er hatte Lasrado gedemütigt, weil der ihn gedemütigt hatte.

«Noch einen Sapodilla-Shake!», rief er. «Mit doppelt so viel Eiscreme!»

In der Schule war Shankara immer einer der «bösen Buben» gewesen. Seit seinem achten oder neunten Lebensjahr hatte er ständig Ärger gehabt. Aber den größten Ärger hatte es mit diesem Chemielehrer mit dem Sprachfehler gegeben. Eines Morgens hatte Lasrado ihn erwischt, wie er beim Zuckerrohrsaftstand vor dem Junior College eine Zigarette geraucht hatte.

«*Raucken* vor dem vollendeten zwanzigsten Lebensjahr verhindert deine Entwicklung als normales menschliches Wesen», hatte Lasrado gemeckert. «Wenn dein Vater jetzt hier wäre und *nicht* im Golf, dann würde er genau das tun, was *ich* jetzt tue ...»

Den Rest des Tages musste Shankara kniend vor dem Chemiesaal verbringen. Er kniete, starrte den Fußboden an und dachte immer wieder nur: «Das tut er mir an, weil ich ein Hoyka bin. Wenn ich ein Christ oder Bunt wäre, hätte er mich niemals so gedemütigt.»

Als er an jenem Abend im Bett gelegen hatte, war ihm ein Gedanke gekommen. «Er hat mich verletzt, also werde ich ihn verletzen.» Und der Gedanke kam ihm so klar und entschieden wie ein Sonnenstrahl, wie ein Credo seines gesamten Lebens. Die anfängliche Euphorie verwandelte sich in Ruhelosigkeit, und er wälzte sich im Bett hin und her und sagte: Mustafa, Mustafa. Er musste sich unbedingt mit Mustafa treffen.

Der Bombenbastler.

Er hatte den Namen vor einigen Wochen in Shabbir Alis Haus aufgeschnappt.

Die fünf Jungs von der «Bösen-Buben-Bande» hatten sich an jenem Abend in Shabbir Alis Haus wieder einmal einen Porno angeschaut. Die Frau war in den Arsch gefickt worden. Der große schwarze Mann hatte seinen Schwanz immer wieder in sie reingesteckt. Shankara hatte keine Ahnung, dass man es auch so machen konnte; Pinto, der vor Vergnügen quiekte, auch

nicht. Shabbir Ali beobachtete den Spaß seiner Freunde mit einer Art amüsiertes Distanz. Er hatte das Video schon oft gesehen, und es erregte ihn nicht mehr. Er lebte in derartiger Vertrautheit mit dem Bösen, dass ihn gar nichts mehr erregte – weder Sexszenen noch Vergewaltigungen, nicht einmal brutalste Quälereien. Er war fast schon wieder in einen Stand der Unschuld zurückgefallen, weil er dauernd allen Sünden und Perversionen ausgesetzt war.

Nach dem Video lagen die Jungen auf Shabbir Alis Bett und waren drauf und dran, auf der Stelle zu wichsen, aber ihr Gastgeber ermahnte sie, sich das aus dem Kopf zu schlagen.

Shabbir Ali zauberte ein Kondom hervor, um sie bei Laune zu halten, und sie steckten die Finger hinein.

«Wofür ist das, Shabbir?»

«Für meine Freundin.»

«Halt die Klappe, du Homo.»

«Selber Homo.»

Die anderen redeten über Sex. Shankara starrte zur Zimmerdecke, tat so, als wäre er mit sich selbst beschäftigt, und lauschte. Er hatte das Gefühl, von solchen Gesprächen immer ausgeschlossen zu sein, weil die anderen wussten, dass er noch Jungfrau war. Auf dem College gab es ein Mädchen, das mit Männern «redete». Shabbir Ali hatte schon mit ihr «geredet»; er ließ durchblicken, sehr viel mehr mit ihr gemacht zu haben. Shankara hatte versucht, den Eindruck zu erwecken, auch er habe schon mit Frauen «geredet» und vielleicht sogar schon einmal mit einer Hure in der Old Court Road gebumst. Aber er wusste, dass ihn die anderen durchschauten.

Ali führte allerlei Dinge aus seinem Zimmer vor. Nach dem Kondom kam eine Hantel, die er unterm Bett aufbewahrte. Eine Nummer des *Hustler*. Der *Playboy*. Die offizielle Zeitschrift der NBA.

«Ratet mal, was das hier ist», sagte er. Es war klein und schwarz und mit einem Zeitzünder verbunden.

«Es ist ein Sprengzünder», sagte er, als niemand es erriet.

«Was macht der?», fragte Shankara, richtete sich auf dem Bett auf und hielt den Gegenstand ins Licht.

«Er zündet, du Idiot.» Im Zimmer erscholl Gelächter. «Man braucht den für eine Bombe.»

«Eine Bombe zu bauen, ist die leichteste Sache der Welt», sagte Shabbir. «Nimm 'nen Sack Kunstdünger, steck den Zünder rein und fertig.»

«Wo kriegt man denn den Zünder her?», fragte einer, aber nicht Shankara.

«Mustafa hat ihn mir gegeben», sagte Shabbir Ali fast beiläufig.

Mustafa, Mustafa. Der Name setzte sich in Shankaras Kopf fest.

«Wo wohnt er?», fragte einer der Zwillinge.

«Unten am Hafen. Beim Pfeffermarkt. Wieso?» Shabbir Ali gab dem Fragenden einen Schubs. «Willst du etwa eine Bombe basteln?»

«Warum nicht?»

Noch mehr Gekicher. Aber Shankara hatte an jenem Abend nichts mehr gesagt. Mustafa, Mustafa, wiederholte er im Stillen und hatte Angst, den Namen zu vergessen, wenn er an diesem Abend noch irgendetwas anderes sagen würde.

*

Während er seinen dritten Sapodilla-Shake umrührte, kamen zwei Männer herein und setzten sich neben ihn: zwei Polizisten. Einer bestellte Orangensaft, und der andere erkundigte sich, wie viele Teesorten es in dem Lokal gebe. Shankara stand auf. Dann setzte er sich wieder. Er wusste, dass sie über ihn reden

würden. Sein Herz schlug schneller.

«Die Bombe an sich war gar nichts. Ein Blindgänger. Nur der Sprengzünder ist hochgegangen und hat den Kunstdünger herumgewirbelt. Der Idiot, der sie gebaut hat, hat wohl gedacht, dass man für eine Bombe bloß einen Zünder in einen Sack Kunstdünger stecken muss. Und das ist auch gut so, sonst wären ein paar der Jungs ums Leben gekommen.»

«Was ist bloß aus der Jugend in diesem Land geworden?»

«Heutzutage dreht sich alles nur noch um Sex, um Sex und Gewalt. Bald werden im ganzen Land Zustände wie im Punjab herrschen.»

Einer der beiden Polizisten merkte, wie er ihn anstarrte, und starrte zurück. Er drehte sich weg. *Vielleicht hätte ich doch auf Tante Urmila warten sollen. Vielleicht hätte ich heute doch zu Hause bleiben sollen.*

Aber was gab ihm die Garantie – selbst wenn sie seine Tante war –, dass sie ihn nicht verriet? Bei Brahmanen konnte man nie sicher sein. Als kleiner Junge war er einmal zu einer Hochzeit in der brahmanischen Verwandtschaft mitgenommen worden. Seine Mutter kam zu solchen Ereignissen nie mit, aber sein Vater lud ihn ins Auto und sagte ihm dann, dass er mit seinen Cousins spielen solle. Die brahmanischen Jungs forderten ihn zu einem Wettkampf auf. Eine Prise Salz auf einer Kugel Vanilleeis: Die Aufgabe bestand darin, die Kugel zu essen. «Du Idiot», schrie einer der anderen Jungs, als Shankara, eine Kugel Salz im Mund, den Löffel ablegte. «Das war doch nur ein Witz!»

Im Lauf der Jahre kam er dahinter, dass es immer das Gleiche war. Einmal hatte ihn ein brahmanischer Klassenkamerad zu sich nach Hause eingeladen. Er ließ es auf den Versuch ankommen, er mochte den Jungen, er sagte zu. Der Junge und seine Mutter baten Shankara ins Wohnzimmer. Es handelte sich um

eine «moderne» Familie – eine, die im Ausland gelebt hatte. Im Wohnzimmer sah er kleine Eiffeltürme und Milchmädchen aus Porzellan, und er hatte das beruhigende Gefühl, hier nicht schlecht behandelt zu werden.

Man gab ihm Tee und Kekse und sorgte dafür, dass er sich vollkommen heimisch fühlte. Aber als er wieder ging und sich noch einmal umdrehte, sah er, dass die Mutter seines Freundes einen Putzlappen in der linken Hand hielt. Sie hatte bereits angefangen, das Sofa an der Stelle zu säubern, an der er gegessen hatte.

Alle Leute schienen um seine Kaste zu wissen, auch solche, die das überhaupt nichts anging. Eines Tages spielte er Cricket in Nehru Maidan. Ein alter Mann stand vor der Mauer am Spielplatz und beobachtete ihn. Schließlich rief er Shankara zu sich und musterte minutenlang prüfend sein Gesicht, seinen Hals und seine Handgelenke. Währenddessen stand Shankara hilflos da und musterte nur die Falten in den Augenwinkeln des alten Mannes.

«Du bist doch der Sohn von Vasudev Kinni und der Hoyka-Frau, nicht wahr?»

Er bestand darauf, dass Shankara ihn ein Stück auf seinem Weg begleitete.

«Dein Vater war immer schon ein eigensinniger Mann. Er hätte sich nie auf eine arrangierte Ehe eingelassen. Eines Tages entdeckte er deine Mutter und sagte zu all den Brahmanen: Zum Teufel mit euch. Ich heirate dieses wunderschöne Wesen, ob euch das nun passt oder nicht. Ich wusste aber, was die Konsequenz sein würde: Du würdest ein Mischling sein. Weder ein Brahmane noch ein Hoyka. Das habe ich deinem Vater auch gesagt. Aber er hat nicht auf mich gehört.»

Der Mann klopfte ihm auf die Schulter. Die unbefangene Art, mit der er Shankara berührte, deutete darauf hin, dass er kein Fanatiker war, kein vom Kastendenken beherrschter Mann,

sondern jemand, der nur die traurige Wahrheit des Lebens aussprach.

«Du gehörst auch zu einer Kaste», sagte der alte Herr. «Zu den Brahmo-Hoykas, zwischen den beiden anderen. Sie werden in den Schriften erwähnt, und wir wissen, dass es sie irgendwo gibt. Sie sind ein eigenes Volk, ganz anders als die anderen Menschen. Du solltest mit ihnen reden und eine von ihnen heiraten. Auf diese Weise kommt alles wieder ins Lot.»

«Ja, Sir», sagte Shankara und wusste nicht, warum er es sagte.

«Heutzutage gibt es eigentlich keine Kasten mehr», sagte der Mann mit Bedauern. «Brahmanen essen Fleisch. Kschatriyas sind gebildet und schreiben Bücher. Und niedere Kasten konvertieren zum Christentum oder zum Islam. Du hast doch bestimmt gehört, was in Meenakshipuram passiert ist, nicht wahr? Oberst Gadaffi versucht, den Hinduismus auszurotten, und die christlichen Priester arbeiten mit ihm Hand in Hand.»

Sie gingen eine Weile nebeneinander her, bis sie die Bushaltestelle erreichten.

«Du musst deine eigene Kaste finden», sagte der Mann. «Du musst dein Volk finden.» Er umarmte Shankara flüchtig und bestieg den Bus. Er begann, sich mit jungen Männern um einen Sitzplatz zu streiten. Shankara tat dieser alte Brahmane leid. Er selbst hatte noch nie in seinem Leben einen Bus nehmen müssen. Er hatte immer seinen Fahrer.

Er ist aus einer höheren Kaste als ich, dachte Shankara, aber er ist arm. Was bedeutet das also überhaupt – Kaste?

Ist es nur ein Hirngespinnst solcher alten Männer? Wenn man einfach zu sich selbst sagen würde: Das Kastenwesen ist ein Hirngespinnst, würde es sich dann in Luft auflösen? Wenn man zu sich selbst sagen würde: Ich bin frei, würde man dann merken, dass man immer schon frei gewesen war?